

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 11 (1969)

Artikel: Der Jahreslauf
Autor: Schnölller, Etienne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

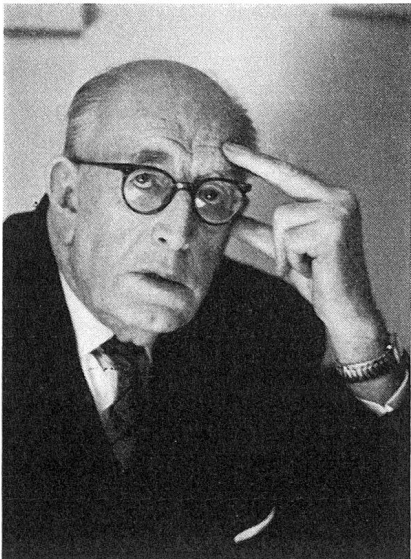
Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Jahreslauf

Skizzen von *Etienne Schnöller* †

*Am 15. März 1968 starb im Kantons-
spital zu Chur nach kurzer Krankheit Dr.
Etienne Schnöller in seinem 71. Altersjahr.
Ein reicherfülltes, kämpferisch-bewegtes Le-
ben fand damit seinen Abschluß. Der gebür-
tliche Albulataler wuchs im behüteten Davoser
Arzthaus auf und erwarb sich an der Kan-
tonsschule die Matura. Seine hohe Intelligenz
und sein Wissensdurst hätten ihn nachfolgend
für die akademische Laufbahn bestimmen
müssen. Doch führte ihn sein Temperament
anderen Aufgaben zu, dem Verlagswesen zu-
nächst, dann in das Bank- und Börsenwesen
und von dort schließlich in das, was er selbst
in der Folge als das höchste und schönste Da-
sein eines unabhängigen und gebildeten Men-
schen bezeichnet: in den Journalismus. Sein
Bestes gab er dabei in den bewegten dreißi-
ger Jahren der von ihm geleiteten unabhän-*



*gigen Wochenzeitung «Nation», die unter sei-
ner Leitung eine unendlich wichtige Weck-
stimme im Kampf gegen Defaitismus, Rechts-
verwilderung und Anpasserei bildete. An-*

*schließend wirkte er als Chefredaktor der
«Schweizer Wochenzeitung», um schließlich
im Jahre 1958 in den Redaktionsstab der
«Neuen Bündner Zeitung» überzutreten.*

*Diese Rückkehr in die altvertrauten Ge-
filde seiner Jugendjahre bedeutete für ihn
wohl die uneingestandene Erfüllung eines
lange gehegten Wunsches und die Sättigung
eines stillen Heimwehs. Denn bei allen welt-
weiten Interessen, die Etienne Schnöller er-
füllten, bei allem politischen Getriebe, in das
er sich beherzt einließ und in dem er sich
kämpferisch bewährte, war er im Grunde sei-
nes Wesens ein besinnlicher Mensch, zart
empfindend und dem Geistigen verpflichtet.
Gewiß sagte ihm der strenge journalistische
Beruf zu. Das bunte Tagesgeschehen fand in
ihm einen willigen Chronisten.*

*Aber so ganz von Herzen wohl war ihm
eigentlich doch nur in seiner stillen Klausel,
in der Geborgenheit seines Heims, das sich
bezeichnenderweise an der Obern Gasse be-
fand. Hier horstete er in seiner mit Büchern
überladenen Wohnung, allein mit sich selbst,
lesend, studierend, spekulierend und sinnie-
rend. In dieser fast klösterlichen Stille und
Abgeschiedenheit entstanden denn auch die
schönsten Zeugnisse seines wahren Journali-
stentums, Betrachtungen über den Tag und
die Stunde hinaus, Skizzen und Aufsätze,
Theaterkritiken usw., die gedanklich und for-
mal zum Teil als Meisterstücke anzusprechen
sind. In ihnen sprach der Künstler Schnöller,
nicht der Börsianer; fabulierte der verhin-
derte Poet. Weil es sich hierbei um Äußerun-
gen handelt, die nur ein wahrhaft Kultur-
verpflichteter niederschreiben konnte, werden
diese Zeugnisse seines publizistischen Wirkens
nicht so bald vergessen werden. Zum Geden-
ken an den lieben Verstorbenen, der anderen*

in persönlichem Kontakt beglückende Stunden schenken konnte, möchten wir die nachfolgenden Skizzen aus seiner Feder veröffentlichen, erschienen in der ersten Hälfte des Jahres 1963 in der «Neuen Bündner Zeitung».

Die Redaktion

Ins neue Jahr

Wenn in der Mitternachtsstunde des Silvesterabends von den Türmen dumpf die zwölf Glockenschläge über Stadt und Land klingen, dann wissen die Menschen, ein altes Jahr ist vergangen, ein neues hat begonnen. Und so nennen sie diesen feierlich-flüchtigen Augenblick den Jahreswechsel und wünschen sich Glück und Wohlergehen für das neue Jahr, für die angebrochene Zukunft. Aber bedeutet ein solcher Wechsel auch eine Wende, eine Wandlung? Der Dichter meint, Wandlung sei das Geheimnis der Welt: in steter Entfaltung unabsehbar gestuft bildet das Leben sich aus. Mit seiner tiefen Weisheit verkündete der zeitlose Seher vor Jahrhunderten das Gesetz der ewigen Wiederholung: Was ist's, das geschehen ist? Eben das, was hernach geschehen wird. Was ist's, das man getan hat? Eben das, was man hernach tun wird: es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: siehe, das ist neu!, es ist zuvor auch geschehen in den langen Zeiten, die vor uns gewesen sind! Und so bringt Neujahr ebenfalls nichts Neues; es schließt sich lediglich sachte ein Jahresring, und ein anderer beginnt in nie erlahmendem Rhythmus seinen Kreislauf zu ziehen. Es bleibt gleichgültig, ob dies in der Silvesternacht geschieht oder sonst zu einer Stunde. An jedem Tag, zu jedem Zeitpunkt beginnt etwas und endet etwas. Tod und Geburt gehen von Anbeginn an Hand in Hand nebeneinander wie Zwillinge, die sich nicht trennen können. In einem Schillerwort heißt es: «Alles wiederholt sich nur im Leben, ewig jung ist nur die Phantasie. Was sich nie und nirgends hat gegeben, das allein veraltet nie.» Darum sind

es die großen Dichter und wahren Propheten, für die Zukunft und Vergangenheit dasselbe bedeuten. Weil sie um die Vergangenheit wissen, kennen sie die Zukunft, weil Phantasie ihren Blick beflügelt und belebt, bleiben sie ewig jung und ewig alt und stehen über der Zeit. Nicht umsonst trägt auch der Monat Januar das Janusgesicht, das Doppelgesicht, das nach beiden nur scheinbar entgegengesetzten Richtungen blickt. Neues und Altes erweisen sich unter der unendlichen Kuppel der absoluten Zeit, wo selbst die Parallelen ineinanderfließen, als dasselbe, und es kommt uns nur so vor, als gäbe es einen Wechsel. Wer diese Erkenntnis in sich trägt, der fürchtet sich beim Jahreswechsel nicht vor der Zukunft und er flucht nicht der Vergangenheit, denn er weiß um die ewigen unvergänglichen Gesetze, die sich immer gleich bleiben und immer gleich bleiben werden, mögen auch in äußern, unvergänglichen Dingen zur Täuschung Wechsel und Veränderungen eintreten. Wandlung ist das Geheimnis der Welt, aber Wandlung bedeutet den Weg zurück zum Ausgangspunkt. Wandlung gleicht einem in Nacht und Nebel verirrtten Wanderer, der im Kreise geht und immer wieder im verschneiten Felde auf seine eigenen Spuren stößt. Dies allein bleibt der tiefere Sinn des Jahreswechsels.

Februar – Monat des steigenden Lichts

Nun steigt es wieder langsam an, das so heiß ersehnte und lange entbehrte Licht. Kaum hat Lichtmeß die Kerzen ausgelöscht, sieht der Mensch voll Beglückung und Stauen, wie die Tage zu wachsen beginnen. Ungeduld erfaßt ihn, so daß er versucht, mit Feuerscheiben, mit Schellen, Pritschenschlagen, Peitschenknallen und ohrenbetäubenden Lärminstrumenten die dunklen Dämonen der langen Nächte gewaltsam zu verjagen, bis Tag und Nacht wieder im Gleichgewicht liegen. Über den Himmel huscht ahnungsvoll, aber wundersam verhalten, ein unendlich zartes, seidenweiches Blau; die Nebel lösen sich

auf, und am Rande des Horizontes versuchen die Wolken, zwar noch unbeholfen, festere Formen zu runden und die schlaffen Segel mit schwachen Fingern zu raffen. Die Tiere werden unruhig, und das Wandervolk, das der lange Winter gefesselt und gebunden hat, blickt sehnsüchtig seufzend über die Wälder hinaus in die lockende Ferne. Langsam erwacht das Leben aus tiefem Schlaf. Halb wach, halb träumend hält eine süße Müdigkeit die steifen Glieder immer noch in Bann. Wenn jedoch die Masken als Abbilder der besiegten bösen Geister durch die Gassen jagen, wenn der Duft von süßen Pfannkuchen aus den Küchen steigt, wenn es tief unter der Erde im Reich der Käfer und Wurzeln sich zu regen beginnt, dann kehrt die Freude wieder zurück in die verdunkelten Gemüter der Menschen. Sie müssen nicht mehr hoffen, müssen nicht mehr glauben, nein, sie *wissen*, der Frühling wird kommen wie jedes Jahr, und er kann nicht mehr fern sein. Welch Wunder bedeutet doch diese ewige Erneuerung aus sich und in sich selbst! Aber es braucht Geduld dazu. Wie sagt doch der Landmann? Grüne Fasnacht, weiße Ostern! Alles, was zu ungestüm nach vorwärts drängt, alles, was auf seine ihm vorbestimmte Zeit nicht warten kann, fällt der Vernichtung anheim. Im Februar klingt nur ein erster, ferner Frühlingston ganz leise, kaum hörbar an unser Ohr und verhallt wieder im Donner der niedergehenden Lawinen. Warte ab! Der Dinge aller Ursprung ist klein, sagten die Alten. Und zu Zarathustra flüstert eine Stimme: «Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt.» So wird der Monat Februar zu einer Zeit der stillen Worte, zu Stunden, in welchen die Gedanken an den Frühling und die Liebe erst auf Taubenfüßen kommen dürfen. Wenn die Menschen dieses Gesetz des Sich-Geduldens und des Sich-Fügens verletzen, dann bricht der Sturm plötzlich mit Gewalt los, und die Gedanken lenken nicht, sondern vernichten die Welt. Manche Februar-Revolutionen haben keimende Hoffnungen über Nacht er-

stickt. Darum, o Mensch, bleibe vorsichtig in diesen Tagen des Überganges und zähme die Sehnsüchte deines ungestümen, unruhigen Herzens.

Der ungestüme Monat März

«Horch! Wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin! Schau- rig süßes Gefühl! Frühling, du nahest!» Mit diesen Worten begrüßt Uhland, der Freiheitsdichter und Sänger der deutschen Märzrevolution, den Monat, in welchem astronomisch der Frühling beginnt.

Aber sonst bleibt der März ein Stiefkind der Poeten. Er ist ihnen wohl zu unausgeglichen, zu ungestüm, zu knabenhaft-männlich — vielleicht auch zu politisch; sie nehmen sich vor den Iden des März in acht, weil Mars, der Feind der zartbesaiteten Dichter und Freund der rauhen Krieger und Soldaten, den Monat regiert.

Und dennoch zählt er zu den schönsten des Jahres. Kobaltblau leuchtet blendend der Himmel, und nie ist das Grün auf den Wiesen so zart, so strahlend, so leichtbeschwingt wie in diesen diamantgeschliffenen Tagen. Goldbraun quillt die Erde auf, wenn die Pflugscharen auf den Äckern die Furchen ziehen und der Sämann mit segnenden Händen über die Felder schreitet. In den kahlen Wäldern stößt kraftvoll der überquellende Lebenssaft in den nackten, glänzenden Stämmen hoch, und unter dem raschelnden Laub springen leise die ersten Knospen auf. Die Sonne, so lange gefangen gehalten hinter dem Winternebel, stürzt sich hart und leidenschaftlich in die neu gewonnene Freiheit. Ihre Strahlen stechen wie spitze Lanzen und lassen auf der weißen Haut der blonden Mädchen und rothaarigen Buben runde, braune Brandwunden als Märzenflecken zurück. Mit wildem Aufschrei sprengt die gefesselte Natur die winterlichen Sklavenketten.

Die Revolution des Lebens ist wieder angebrochen, und sie hißt ihre Feuerzeichen bis an die Gärten der Städte, wo die Rauchfah-

nen aus dem schwelenden Haufen der frostschützenden, dünnen Deckzweige den Sieg verkünden. Der Glaube an die Unvergänglichkeit des Lebens wandelt sich in greifbare Wirklichkeit. Aber noch ist das junge Jahr in seine Flegeljahre eingetreten und wirft mit unberechenbarer Laune wie ein Lausbub Schneeballen auf die keimenden Schößlinge oder läßt die Staubwolken emporwirbeln, als gälte es, Sandsturm zu spielen. Lärmend wie Sperlinge streiten sich die Knaben beim Marmelspiel, und lämmeregleich hüpfen die Mädchen in den magischen Quadraten der auf die Straße gezeichneten Paradiesspiele herum; sie werfen die Steinchen über die Schulter, um das Schicksal zu fragen, ob ihnen bald das Wunder der Liebe im nahenden Lebensfrühling beschieden sei. Die Greise wagen wieder zaghaft die ersten Schritte ins Freie und freuen sich, noch einmal einen langen Winter überstanden zu haben.

In der Nacht aber brausen die Stürme hoch, rütteln wild an den verschlossenen Fensterläden und wollen die Welt aus den Angeln heben.

All diese neuaufbrausenden Leidenschaften nützen wenig. Das Leben läßt sich nichts abtrotzen und geht nur dann in Erfüllung und reift der Vollendung entgegen, wenn der Mensch sich demütig vor den ewigen Gesetzen in Geduld beugt.

April

Man schmätzt den April einen launischen Monat. Aber dieser schier übergangslose Wechsel zwischen Regen und Schnee, zwischen Frost und brütender Wärme bleibt mehr als nur eine «weibische Laune». Vielleicht können wir Gegenwartsmenschen, die wir mitten im «Kalten Kriege» leben, dies besser verstehen als frühere Generationen.

Der April bedeutet nämlich nichts anderes als der meteorologische Gigantenkampf zwischen Ost und West. Vom Westen her dringt der Frühling mit neugewonnener Kraft ungestüm gegen Osten vor. Der sich nach Osten

zurückziehende General Winter liefert jedoch bis zuletzt die härtesten Rückzugsgefechte. Immer wieder schleudert er Schnee und Eis und die schwarze Bise aus Sibirien dem siegreich vorrückenden Frühling entgegen. Aber die mächtige Sonne, die warmen, vom Meere prall gefüllten Regenwolken, der wild daherstürmende Föhn, sie alle kämpfen auf der Seite des jungen, unbezwingbaren Frühlings, der strahlend wie ein jugendlicher Herrscher seine Triumphfahrt angetreten hat. Die Welt wird wieder schön und weit und frei!

Die Wanderlust, die Sehnsucht nach blauen Fernen pocht schmerzvoll und süß zugleich im Blute. Übermütig hüpfen Böcklein und Lämmer auf den Weiden, und die hellbraunen Rehe stehen still und verklärt am Waldrand und träumen in den seidenblauen Tag hinein.

Die Dichter, die so lange schweigen mußten, öffnen wieder den stumm gewordenen Mund, und herzfrohe Lieder, trunkene Worte, süße, liebliche Weisen entströmen ihm wie kristallene Wasser den sprudelnden Quellen.

Und dann tönen mit einemmal mächtig rauschend die Osterglocken auf und künden am Ostermorgen frohlockend den ewigen Sieg des Lebens über den Tod. Die ganze neu erwachte Natur gibt diese frohe Botschaft weiter: die Bächlein, die Flüsse, die Ströme tragen sie brausend über die Grenzen und Länder dahin; die Blumen flüstern sie den jungen Gräsern zu; die Bienen summen sie vor sich her, wenn sie schwer beladen mit dem Goldstaub der Blüten nach Hause eilen; ein Baum sagt sie dem andern, bis sie schließlich im leisesten Lispeln einer grünenden Trauerweide aufseufzend verklingt. Und nun beginnen selbst die härtesten und hastigsten Stadtmenschen den Frühling zu feiern. Sie ziehen das alte Zunftwams über, zünden die farbigen Laternen an, lassen die Trompeten blasen, füllen die Becher und Pokale, und ihr aufgetauter Redeschwall gilt einmal nicht den Tagesgeschäften. Das Stadtvolk selbst eilt vor die Tore, wo die Wirte in den Gartenwirtschaften neues Kies gestreut, den Hag frisch gestrichen und die Bäume gestutzt ha-

ben. Die Liebenden wandern Arm in Arm glücklich in den hellen Abend hinein und warten mit Sehnsucht, bis der Amselschlag verhallt und der schwarze Samtvorhang der Dunkelheit sich verstehend schließt.

Die fromme Lüge vom Monat Mai

In Richard Wagners «Walküre» singt Siegmund das Lied vom Lenz mit den Worten: «Winterstürme wichen dem Wonnemond. Im milden Licht leuchtet der Lenz.» Nicht nur ganze Bände, ganze Bibliotheken könnten die Lobgesänge der Dichter und Sänger füllen, die den Monat Mai verherrlichen als die Zeit der Liebe und Glückseligkeit, da der Frühling seine holden Gaben verschwenderisch über die Erde streut. Die Dichter bleiben liebenswerte Lügner!

Nur in der Traumwelt der Dichter leuchtet nämlich der Mai wie im Glanze von tausend goldenen Sonnen. In Wirklichkeit reiht der Mai meist eine Kette feuchter Regentage aneinander. Und gerade dann, wenn die verträumten Dichteraugen die verzückten Herzen aller frohlocken lassen, treten die Eisheiligen ihr hartes Regiment an und erfüllen den Landmann mit bitterer Sorge. Der Stadtmensch kriecht wieder frierend hinter den warmen Ofen, den er im April schon erkalteten ließ. Das Wunder aber, wenn die Blumen und Blüten sich wieder öffnen, geschieht meistens in einer kalten, keuschen Frühlingsnacht zur Stunde, da die Menschen im Schlaf ihr Bewußtsein schließen.

Ist es nicht immer im Leben so? Ach Gott, wie inbrünstig sehnen sich die Erwachsenen

zurück in das Wunder- und Märchenland ihrer Jugendtage! Sie vergessen, wie sehr auch die Welt der Kinder erfüllt bleibt von Sorgen und Ängsten, von drückenden Kummernissen, Herzeleid und bitterem Weh. Gemessen an der Größe des späteren Leids scheint das Kinderleid leicht zu wiegen. Aber ist dies wirklich so? Ist die Last ihrer Sorgen für die schmalen Kinderschultern nicht ebenso hart und drückend wie diejenige für den breiten Buckel der Erwachsenen? Was wissen heute die kleinen Buben und Mädchen von den zehrenden Ängsten unserer Zeit! Aber wenn sie in der dunkeln Schlafkammer ihre Köpfchen schluchzend in die Kissen drücken, weil ein dunkles Etwas riesengroß sie zu bedrohen scheint, dann bedeutet dies ebensoviel, wie wenn wir Erwachsenen von heute uns in die Erde verkriechen möchten, um Schutz zu finden vor dem unheimlichen Dämon der Wasserstoffbombe.

Nein, auch im Wonnemonat Mai weichen die Winterstürme nicht. Nur die Dichter glauben es. Aber vielleicht glauben sie in ihrer Herzensweisheit, wie Freud und Leid immer nebeneinander liegen und alles in allem und durch alles immer wieder wirkt und schafft. Und so träufeln sie in die verzweifelten Menschenherzen heilsame Säfte, damit die Herzen stark genug bleiben, um alles zu durchleben, die Wonne des Mai so gut wie die Verzweiflung des Winters. Vielleicht sind es einzig nur die Dichter, die darum die wahre Wirklichkeit sehen und uns Menschenkindern mit der Zauberkraft ihrer Worte helfen, unser Schicksal frohgemut zu tragen durch alle zwölf Monate des Jahres hindurch.